



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 244.

Dienstag, 19. Oktober

1926.

(8. Fortsetzung.)

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Redakteur brannte sich eine frische Zigarette an. Als der Kommissar sich mit einem kurzen frostigen Dank verabschiedete, lachte er:

„Eigentlich ist der elfte Einbruch schon begangen.“

„Ich verstehe nicht...“

„Nun, der Kiosk...“ Er war doch um jene Zeit geschlossen... Aber das ist nur so eine Idee von mir...

Ärgerlich kletterte Fischer die sehr reparaturbedürftigen Eingangsstufen hinauf. Wenn dieser Mensch recht behielt, hatten die Diebe der zehn Nächte einen elften Einbruch begangen, von dem die Behörde noch nicht einmal etwas wußte.

Tatsächlich, als er sich wieder an seinen Schreibtisch setzte, wurde ihm die Meldung des Fernsprechamtes übergeben:

„Fernsprechkiosk 203 am... platz in der Nacht unbefugt benützt. Schloß erbrochen. Beschädigung bereits beseitigt.“

Fischer warf sich in ein Auto. Der nächstwohnende Polizeihundsführer war zum Glück zu Hause. Ihn und den treuen Gefährten hieß er einsteigen und nun ging es in schwindelnder Fahrt zum... platz.

Dort schlossen zwei Telephonarbeiter gerade den Kiosk ab. Sie waren verwundert, als die Beamten erschienen und hastige Fragen stellten.

„Ein Einbruch? Nu, gestohlen ist doch nichts! Das kommt hin und wieder vor, daß ein Betrunkenen in der Nacht partout telephonieren will. So fest sind diese Schlösser nicht. Betrunken war der Kerl sicher, denn er hat einen alten Handschuh liegen lassen...“

Fischer hörte nicht weiter. Seine Augen glänzten. Er gab seinem Begleiter einen Wink. Der beugte sich über den schweißbedeckten Hund, streichelte ermunternd den haarigen Kopf.

„Hoffentlich haben Sie den Handschuh nicht berührt! Er liegt noch im Kiosk...?“

„Das alte, schmutzige Ding? I gar! Zu schade, um mit einer Feuerzange aufgehoben zu werden! Mit der Fußspitze habe ich's in die Gasse gewippt...“

Der Kommissar blinnte sich ärgerlich um, doch der andere Arbeiter entthob ihn jeder Mühe.

„Was selbst das übelriechendste Zeug doch noch Liebshaber findet!“ lachte er. „Kaum lag der Handschuh in der Gasse, kam ein alter, dreckiger Kerl mit einem zerbeulten Schlapphut, bückte sich und zog strahlend mit seinem Hund ab.“

In düsterem Schweigen blinnte der Kommissar den Wachtmeister an. Das höhnische Lachen des Redakteurs gelte in seinen Ohren. Da hatte nun der Einbrecher etwas am Tatort zurückgelassen. Für die Polizei. Und nun mußte dieses Beweisstück durch einen geradezu lächerlichen Zufall wieder verschwinden!

Zufall?

Der Kommissar grubelte nach, als er längst wieder in seinem Bureau saß...

„Der Kanarienvogel“ benahm sich in diesem Falle ziemlich anständig. Natürlich hatte er von dem Mißgeschick der Polizei erfahren.

„Der elfte Einbruch! Man hat ihn begangen! Noch bevor unsere gestrigen Zeilen gesetzt waren. Diesmal handelte es sich aber um eine Lappalie, um ein nächtliches Telephongespräch aus einem zu diesem Zweck erbrochenen Kiosk. Wie wir hörten, hat die Polizei in Anbetracht des geringen Schadens davon abgesehen, die vorhandene Spur aufzunehmen. Es soll in dem Kiosk ein Handschuh gelegen haben. Vielleicht befürchtete man, ein ähnliches Fiasko zu erleben wie mit dem Wäscheknopf der Mademoiselle N. N.“

Diesmal ärgerte sich der Kommissar maßlos. Gerade die falsche Sachdarstellung, die Unterschlagung des Umstandes, daß der Handschuh sich nicht in Händen der Polizei befand, war geeignet, ihren Ruf zu schädigen. Als ob man absichtlich unterlassen habe, dieser wichtigen Spur nachzugehen! Und eine Preßberichtigung würde die Sache auch nicht besser machen.

Wütend rief Fischer diesen Kurt Vogel an.

„Sie machen aus dem Telephongespräch eines Betrunknen einen elften Einbruch!“

„Ah? Sie glauben nicht daran? Verzeihung, dann war es dichterische Freiheit von mir. Man muß doch sein Publikum in Atem halten...“

„Ihr Verhalten grenzt an Gemeingefährlichkeit, mein Herr!“

Kurze Pause, dann:

„Warten wir den nächsten ab!“

„Welchen nächsten?“

„Einbruch Numero zwölf. Schluß!“

Aber nicht allein mit dem Skandalblatt „Der Kanarienvogel“ hatte sich die Polizei zu befassen, es gab drängende Aufsätze in ernsthaften Zeitungen, zu denen man Stellung nehmen mußte.

Die Industrie erhob ihre Stimme. An ihrer Spitze, wie zu erwarten, die Hersteller von Geldschranken, Tresors und Alarminrichtungen. Welche Sicherungen und Maßnahmen die Polizei schon getroffen habe oder zu treffen gedente, um im Kampf mit dem modernen Verbrechertum ihr Übergewicht wiederzuerlangen? Die Polizeischulen wurden als veraltet hingestellt, und von den Gerichtsschreibern müsse man verlangen, daß sie sofort das Verfahren ausfindig machten, durch das es den Verbrechern der zehn Nächte gelungen war, allen bisherigen Erfahrungen einen vernichtenden Schlag zu versetzen.

Die erbrochenen Geldschränke wurden in das Institut für gerichtliche Medizin übergeführt, von allen Seiten photographiert und mit allen modernen Hilfsmitteln der Chemie, Optik usw. untersucht. Täglich traten Sachverständige zusammen, man zog weitere Kapazitäten zu Rate. Kunstschlosser führten Handgriffe vor, Professoren dozierten, Abgesandte ausländischer Polizeiverwaltungen trafen ein, um das neue Einbruchswunder an Ort und Stelle zu studieren. Scotland Yard schickte einen großen Herrn mit durchdringenden Augen. Der Polizeigewaltige Lepin depeßierte, er werde selbst kommen. Rat Pinkerton war durch ein Heer neugieriger Beamten mit Reportern und Filma-

leuten vertreten. Im Hotel Rürstehof sah sich ein Herr Asbjörn Krag aus Christiania ein. Diese Romanfigur eines findigen Detektivs existierte also tatsächlich. Und die Verwunderung auf dem Polizeipräsidium wuchs, als Lepin endlich eintraf und einen Greis, um dessen Gesundheit er sehr besorgt schien, als „Monsieur Lecocq“ vorstellte.

In derselben Nacht, als alle Polizei- und Detektivgrößen des In- und Auslandes in einer Stadt vereinigt waren, wurde der zwölfte Einbruch ausgeführt.

9. Kapitel.

Der Kongreß der Kapazitäten.

Für abends neun Uhr war im Sitzungszimmer des Polizeipräsidioms eine Beratung der Polizeisachverständigen anberaumt.

Es waren elf Herren, zu denen sich der Vorstand des Instituts für gerichtliche Medizin, Professor Dr. Ruhn, gesellte. Die Beratung leitete der Chef der Berliner Kriminalpolizei, zugleich in Vertretung des Präsidenten. Neben ihm saß Monsieur Lepin, auf seiner anderen Seite Kommissar Fischer, vor dem sich elf Aktenbände türmten. Dann kamen der Vertreter von Scotland Yard, gegenüber der Norweger Asbjörn Krag. Anschließend aus Wien Hofrat Dr. Schulz, aus Holland der Gerichtschemiker Professor Dr. van Leyden. Weiterhin waren noch erschienen Herren aus Rom, Budapest und Warschau.

Monsieur Lecocq, der alte französische „Löwe“, saß als zwölfter am unteren Ende des Tisches, obwohl man ihn auf einen Ehrenplatz nötigen wollte. Er behauptete aber hartnäckig, längst a. D. zu sein, im übrigen seien seine Ohren noch scharf genug. Sicher war es der interessanteste Kopf an dem ganzen Tisch. Mittelgroß, hager, die Haut des knöchigen Greisengesichtes wie geerbtes Leder. Eine ungeheure Glase, vor den spöttischen Augen die goldene Brille. Um den farblosen, dünnen Mund ein verbindliches, diplomatisches Lächeln. So sah Lecocq aus, nachdem er sich mit 65 Jahren zur Ruhe gesetzt hatte. Doch behauptet der Pariser noch heute, kein Mensch habe je den alten Polizeilöwen in seiner wahren Gestalt gesehen, selbst die Erscheinung des Ruheständlers sei eine Maske gewesen.

Wie dem auch sei, Lecocq, obwohl er zweifelsfrei die größte Erfahrung in seiner Person vereinigte, trat mit einer bewundernswerten Bescheidenheit auf, warf kaum ein Wort in die Debatte, wenn er aber etwas sagte, hatte es Hand und Fuß.

Die Beratung erfolgte hinter verschlossenen, gepolsterten Türen. Das Thema war zu wichtig. Immerhin wurde der Norweger etwas bespöttelt, der zu Beginn mit seinem Stok die Hände abklopfte.

Er gab ein launiges Scherzwort zurück und trug den Stok mit dem geschnittenen Elfenbeingriff anhöflich in den anstoßenden Raum, der den Herren als Garderobe diente. Diese Tür wurde offengelassen, um dem Zigarrenrauch Abzug zu gewähren, der sich alsbald in dichten Schwaden entwickelte.

Oberregierungsrat Hellmer eröffnete die Beratung, begrüßte die auswärtigen Gäste und gab nochmals eine gedrängte, präzis zusammengefaßte Darstellung der elf Diebstähle unter Hervorhebung der besonders ins Auge zu fassenden Momente.

„Ich resümiere“, schloß er, „wir haben es also mit drei Punkten oder vielmehr mit drei Fragen zu tun:

1. Welches Sprengmittel benützen die Verbrecher?
2. Auf welche Weise sind die Alarmanlagen lahmgelegt worden?
3. Wie ist das Versagen der Polizeihunde zu erklären?

Zu Punkt eins bitte ich zunächst Herrn Professor Dr. Ruhn um seinen Bericht.“

Dr. Hellmer nahm wieder Platz und der gerichtliche Sachverständige, obwohl ein Herr von sechzig Jahren, erhob sich lebhaft. War auch seine Erscheinung gebeugt, so flammten doch die Augen hinter dem stets recht kühn auf der gebogenen Nase thronenden Klemmer noch in jugendlichem Feuer. Pfälzer von Geburt, konnte er den gemüthlichen Akzent nicht verleugnen.

„Meine hochverehrten Herren! Ich sollte alles bringen, doch ich muß gestehen: Ich bringe Ihnen nichts. Wir stehen vor einem Rätsel.“

Und nun streifte er die elf Einbrüche, berichtete, daß in jedem Fall am Äußeren der erbrochenen Schlösser nicht die geringste Spur einer Beschädigung, nicht der kleinste Kratzer, festzustellen, daß aber das Innere, die Metallteile, einfach verschwunden waren. Derart, daß die Diebe nach Anwendung ihres rätselhaften Verfahrens mit dem kleinen Finger jede Tür, jedes Fach aufziehen konnten.

„Bekanntlich wandte man früher das sogenannte Themitverfahren an, das heißt, man brachte Eisen zum Schmelzen, indem durch die Verbindung aluminiumvermischter Metalloxyde mit Magnesium oder Bariumsuperoxyd hohe Temperaturen erzeugt wurden...“

(Fortsetzung folgt.)

Nebelmorgen.

Herbstables Dämmern löst sich aus der Nacht. Umflattert von des Nebels Graugewand. Noch ist die müde Welt nicht aufgewacht, Und Schattenflug umkreist den Himmelstrand.

Dann aber zuckt ein Blinken übers Meer. Der trägen Nebel, wächst ein rosiger Schein. Und alimmt mit ungewissen Lichtern her, Mischet in das Dämmern Purpurfarben ein.

Die Sonne steigt als flammendes Fanal. Im Laub der Bäume, die noch kühl und feucht. Hinwandern durch das dunstverhangene Tal, Und ihre Wipfel zündet das Geleucht.

Ein goldener Besen fegt den Himmel rein, Zerstreut die Nebelschwaden, Stüd um Stüd. Da nimmt die Erde wieder heiteren Schein, Und letztes Grau entweicht dem Sonnenbild.

Das Land, das bleich in Dämmerung verblaßt, Nun glüht es auf und flackert in buntem Brand, Vom Morgenglanz der Schönheit angestrahlt. Und blau mit Himmelsseide überspannt.

Heinrich Heine.

Der Mückenbock.

Von Ed. Wienrich (Magdeburg).

Bei glühendem Sonnenbrande habe ich mich gleich nach Mittag an Wurzeln und Stämmen den steilen, fast kahlen Hang emporgequält. Ruckad und Drilling sind mir zur Last geworden, und als ich endlich, in Schweiß gebadet, im köstlichen Schatten alter Buchen auf dem Hochplateau wandere, da saugen sich die Lungen in tiefen Zügen voll von dem kühlen Odem des herrlichen, weiten Forstes. Wenn der Wind an Zeit zu Zeit auf leisen Soblen durch den Hochwald streicht, geht ein heimliches Raunen durch die dicht belaubten Buchentronen, und dann erscheinen goldig satternde Lichtreflexe auf bemoosten Stämmen und im braunen Falllaube. Sonst aber steht der schweigende Forst wie erstarrt in brennender Sonnenglut, kein Vogelstimm ist zu hören, Kirchenglocke umgibt mich, und ich bin von Herzen froh, daß ich mit mir allein bin.

Gelingt es mir nicht, den Bock, den man mir freisach, auf der Pirsch zu schießen, dann will ich es mit dem Abend anstands versuchen. Aber nachdem ich stundenlang umhergeschlichen bin, alle Lieblingsstellen des Rebwilds nach Platz- und Fegestellen vergeblich abgesehen und auch nicht eine Fährte auf den Waldwegen gefunden habe, da gebe ich mein Bemühen auf, denn es wird mir klar, daß die Rebe noch draußen im Felde stehen. So bin ich dann ausgesogen aus dem Laubholzbestande und habe mich unter die turmhohen Tannen des „Herdelskopfes“ einachoben. Hier bestätigt mich nicht mehr das umherstirrende Geschmeiß der Mücken und Binsfliegen, und hier strecke ich mich wohlta zur Ruhe auf weichem Nadelteppich, lasse mir schmecken, was ich im Ruckad habe, und ziehe dann als Nachtsch behaglich die Wolken aus meiner Jagdpfeife.

Ich habe mich lang gemacht, und meine Augen wandern durch das grüne Astgewirr der Tannentriebe. Salbrechts, in luftiger Höhe, schimmert es rot aus einem Tannengipfel, und dann auf einmal lagern sie herzu, die beiden Eichtaken, wie die wilde Jagd, auf weit hinausragenden, schwanken den Ästen entlang, ertönen mit kühnem Schwung die Zweige der nächsten Tanne, kletternd in Spiralen bebende

Das Heim der berufstätigen Frau.

Von Alice Flechtner-Lobach.

Es liegt in der Wesensart der Frau begründet, daß der Wunsch nach einem eigenen Heim ständig in ihr zur Erfüllung drängt. Die berufstätige Frau ist in diesem Punkte ihren häuslichen Schwestern gleich geartet. Selbst in den Fällen, in denen sie gezwungen ist, im möblierten Zimmer zu wohnen, wird sie bemüht sein, durch Dinge eigener Prägung und persönlichen Besitzes — Vasen, Decken, Kissen, Bücher, Blumen — dem Raum eine charakteristische Note zu geben.

Niemals wird eine Frau jahrelang in einem geschmacklosen Zimmer haufen, das in allem ihren Schönheitsinn verletzt. Ganz unähnlich dem Manne, der all das gleichfalls unangenehm empfindet, ohne jedoch etwas Ernstes dagegen zu unternehmen — wird die Frau tatkräftig auf Verschönerung dringen.

Sie steht den Dingen der Wohnungskultur vertrauter und sachkundiger gegenüber, als der Mann, hat frühzeitig schon ein festumrissenes Bild davon, wie sie es „bei sich“ haben möchte und strebt diesem Bilde ihrem Geschmack und ihrer Erziehung entsprechend nach.

Ist es ihr gelungen, ein eigenes, kleines Heim zu gründen, so wird sich ihre Persönlichkeit aufs stärkste darin entfalten, eingeschränkt nur durch die praktischen Forderungen, wie sie ev. ererbte Möbel auferlegen und die Besonderheit ihrer Lebensführung.

Verbindet doch die berufstätige Frau mit der Arbeitsform des Mannes, die sie stundenlang ihrem Heim fernhält, weibliche Interessen und meist auch häusliche Pflichten. Die Wirtschaftsprage ist für sie durchaus keine nebensächliche. Für die berufstätige Frau tritt neben den Wunsch sehr häufig die Notwendigkeit, ihre Hauptmahlzeiten zu Hause einzunehmen. Bei durchgehender Arbeitszeit läßt sich dies auch wohl ermöglichen, doch muß die berufliche Frau ihr Heim von vornherein darauf einrichten. Wenige Frauen nur werden in der Lage sein, sich eine ständige Hilfe zu halten. Viele es auch gar nicht wünschen. Da heißt es dann rechtzeitig disponieren, um bei der Heimkehr nicht allzuviel Arbeit vorzufinden — heißt es vor allem, Küche und Geräte modern und zweckmäßig einrichten.

Ein Merkmal der geistig gebildeten berufstätigen Frau ist die Einfachheit ihres Geschmackes, der nicht auf kulinarische Tändeleien gerichtet ist, sondern nahrhaftes und einfaches Essen bevorzugt. Bei allen zusammengekauften Gerichten nun leisten Kochlöffel und Kochbeutel weitgehende Dienste, sie bilden einen wertvollen Bestandteil der „Jungesellinnenküche“, des gleichen der Gasherd, noch besser die elektrische Kochplatte, die Kochen und Reinigen so sehr vereinfacht.

Häufige Aluminiumtöpfe, Glas und Porzellan sowie Nidel und Steingut vollenden die Einrichtung der Küche, die wohl meist eine Wohnküche sein wird. Die berufstätige Frau, welche zu Hause noch geistige oder künstlerische Interessen pflegen will, muß Hausarbeit und häusliche Gänge aufs nötigste beschränken. Das Hin- und Verlaufen zwischen Küche und Zimmer beim Auf- und Abdecken nimmt kostbare Zeit fort. Die heutige Küche kann schmutz und reizend gleichzeitig als Eckraum eingerichtet werden.

Der Eßtisch vor das blumengeschmückte Fenster gerückt, oder in die Ecke mit rund umlaufender Bank gestellt, darauf eine handgewebte, bunte abwaschbare Baddecke, ein Steintrug mit Blumen und hübschfarbiges Geschir — das wirkt anheimelnd und lustig.

Für die feinen Teeschalen, zum Plaudern, für ein Glas Wein bleiben dann die behaglichen Stoff- oder Korbfessel des Zimmers, das gleichzeitig Schreibtisch und Bücherschrank enthält, ev. den ererbten Sopha, Klavier, Staffelei, Webstuhl oder sonstige Dinge, mit denen die berufstätige Frau sich dabei beschäftigt. Ein behaglicher Dienplatz für kalte Wintertage, den Nährplatz am Fenster, schönfarbige Gardinen und vor allem gut abgedönte und praktisch verteilte Beleuchtungskörper bezw. Stehlampen, geben dem Raum jene unzerstörbare Harmonie und Schönheit, die ihn wie eine Oase des Friedens erscheinen lassen.

Nach demselben Gesetzen der Zweckmäßigkeit und praktischen Schönheit wird das Schlafzimmer eingerichtet sein, falls man es nicht vorzieht, eines jener modernen nächtlichen Ruhelager zu benutzen, das seinen Platz im Wohnzimmer erhält und mit drübergelegter schönfarbiger Decke auch am Tage als Sitzplatz dient. Wasch- und Turngeräte finden ihren Platz

im Badezimmer, das ja auch bei kleinen Wohnungen jetzt nicht mehr fehlt.

Somit ist der Weg durch das kleine, aber reizvoll und praktisch eingerichtete Heim der berufstätigen Frau beendet. Es sind nicht große Kosten noch besonders wertvolle Einzelstücke nötig. Auf den Zusammenklang kommt es an, damit es harmonisch wirkt — auf das sorgfältige Disponieren, damit der berufstätigen Frau ihr Heim das bietet, was sie davon ersehnt. Die Stätte, darin sie sich wohl fühlt.

Frau und Wohnung.

Der „Bund Deutscher Frauenvereine“ hatte zu einer öffentlichen Konferenz über das Thema „Frau und Wohnung“ in Berlin eingeladen. Die Tagung, die aus allen Teilen des Reiches sehr stark besucht war, und an der auch Parlamentarierinnen aller Richtungen teilgenommen haben, läßt offenbar darunter, daß die ursprünglich für Juni geplanten Referate nach mancherlei anderen Kongressen mit ähnlichen Besprechungsgegenständen nicht viel Neues bieten konnten.

Unter den Referaten erweckte besonderes Interesse das von Dr. Marie Baum über „Gegenwartsnot und Gegenwartsaufgaben im Wohnungswesen“. Als ein durch die Industrialisierung Deutschlands sich ergebendes Faktum der sozialen Entwicklung wurde der Ausgang für die Darstellung angenommen, die nach geschichtlichem Rückblick die gegenwärtigen Bestrebungen zur Beseitigung der Not durch Bodenreform, durch Gründungen von Baugenossenschaften und durch die besonders von den Städten unterstützten Gartenstadt-Gesellschaften charakterisiert. Die Not in den Großstädten, die dort mehr als in kleineren Orten und auf dem flachen Lande durch die Zusammenballung der Flüchtlinge aus den verlorenen Provinzen und der Arbeitssuchenden aus den industriärmeren Gegenden sich zeigt, muß durch ein über das Durchschnittsmäß der Vorkriegszeit heranwachsendes Plus in der Bautätigkeit beseitigt werden. Das „Wie“ der Erfillungen dieses größeren Bauprogramms behandelte dann Ministerialrat Lehmann (Berlin), der interessante Zahlen über die Bautätigkeit und über die mit der Hausinssteuer zusammenhängenden Fragen gab. Beide Redner waren sich einig darüber, daß außer der öffentlichen Hilfe die Eigenhilfe der Wohnungssuchenden in starkem Maße angeregt werden müßte, und hier sei gerade den Frauen ein besonderes Gebiet zugewiesen. Die Frauen müßten, so sagte Dr. Baum, durch rationelle Erfüllung der notwendigen Wünsche und durch Verzicht auf den Luxus manches äußerlich reizvoll erscheinenden Schmuckes zur Herabminderung der Baukosten beitragen und die Erkenntnis verbreiten helfen, daß die einfache, schlichte Wohnung durch leichtere und billigere Herstellung die Zahl der zu schaffenden Wohnungen vermehre, wodurch der Volksgesundheit und der Volkswirtschaft besser gedient würde, als durch den größeren Aufwand der einzelnen. Ministerialrat Lehmann sprach auch noch eingehend von der Wirkung einer lebhafteren Bautätigkeit auf die gesamte Wirtschaft durch die Eigenschaft des Schlüsselgewerbes, die gerade diesem zweig öffentlicher Arbeit innewohne.

In den anderen Ausführungen über Wohnungsbeschaffung, Ausgestaltung der Wohnung und Wohnungsergänzung und in denen über die Wohnung der berufstätigen und der pensierten Frau wurden die einschlägigen Fragen eingehend behandelt.

Die praktische Hausfrau.

Wenn man Bücher verleiht, so lasse man sich von dem Entleiher einen Zettel geben. Nicht nur deswegen, weil von hundert Entleibern fünfundneunzig dazu neigen, das Buch zu behalten, sondern auch, weil man selber schon nach einigen Wochen nicht mehr genau weiß, an wen man ein Buch ausgeliehen hatte. Man schließt sich so vor der unangenehmen Möglichkeit, jemanden um ein Buch zu mahnen, der vielleicht gar keines von uns entliehen hatte.

„Deutsche Frauenkleidung und Frauenskultur“, Zeitschrift für Kleidung, Körperbildung und Erziehung, Handwerks- und Volkstum. Herausgegeben vom Verband Deutsche Frauenkleidung und Frauenskultur (Verlag Otto Beyer, Leipzig). Der reiche Inhalt des 8. Heftes läßt wieder erkennen, daß diese Aufsätze nicht geschrieben sind, um flüchtig gelesen und dann wieder vergessen zu werden, sondern daß sie Herzblut und klare Geistesarbeit sind von Frauen, die sich führend und helfend zu ihren Schwestern neigen.